

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 3, 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. Februar 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(2. Fortsetzung.)

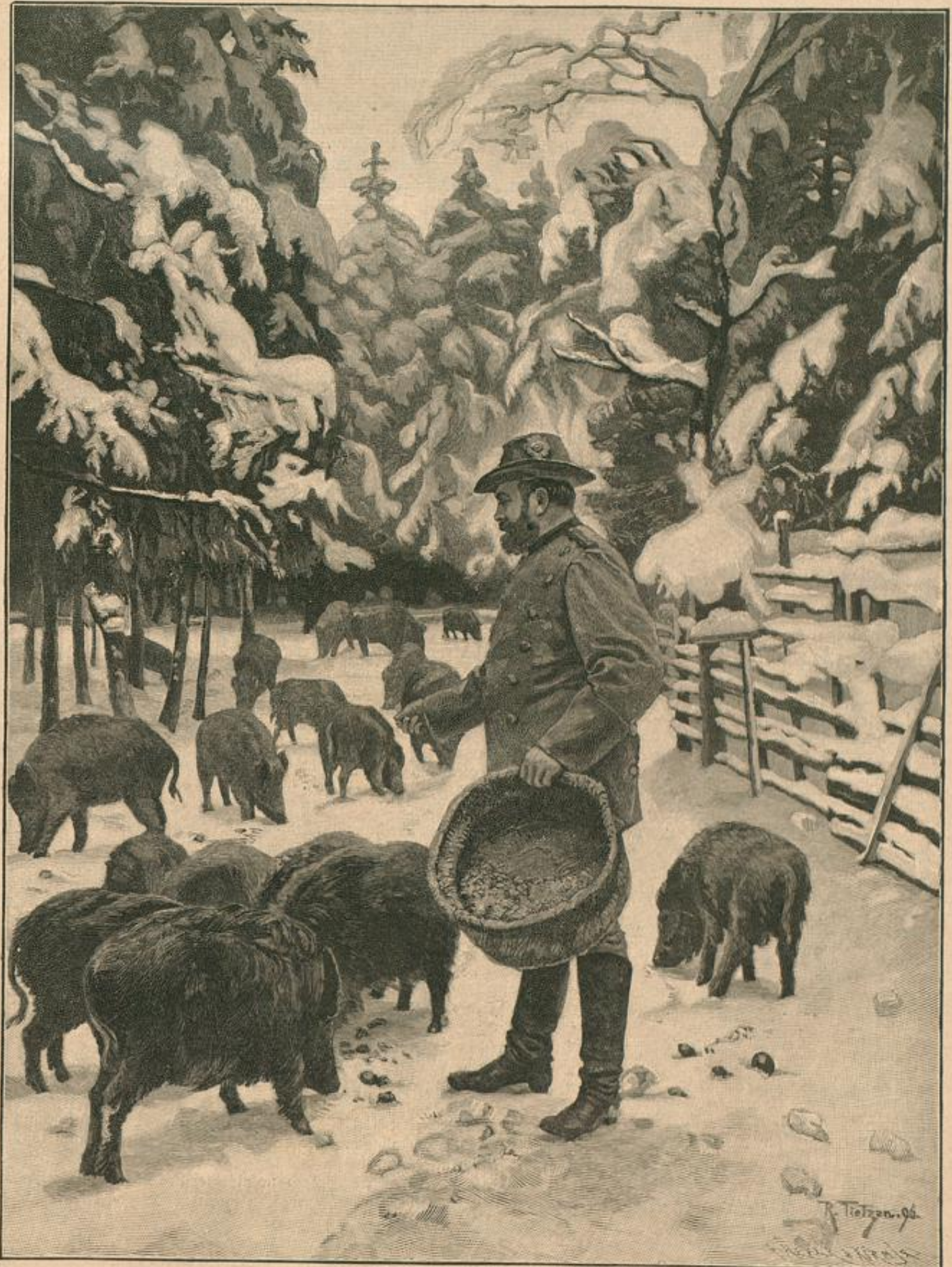
von Martha's Unterricht sprachen sie als von der „Größt-
stunde.“ Dann gab es Thränen und Faustkämpfe, und
Martha sagte, sie könne nicht üben, wenn sie nicht ein Zimmer
für sich allein bekomme. Aber da es in der Wohnung keine
überflüssigen Räume gab, mußte es bei dem Zustand
bleiben, und Martha kam sich bald als ein Opfer vor.

Wie später ihre Wohnung eingerichtet werden sollte,
wenn sie erst eine reiche und berühmte Künstlerin sei,
das wußte sie schon genau. Hinsichtlich des Konzert-
kleides waren sie sich noch nicht einig: Martha schwärmte
für gelbe Seide, die Mutter war für rosa.
Alle Bekannten sprachen davon, daß Martha ordent-

Edermann sprach in
Martha's Entwicklung-
gang hinein: Kapell-
meister Leo sagte, Mar-
tha mußte zur Bühne,
ihre sehr große, robuste Stimme
weise sie dahin, auch ihre etwas
derbe Individualität. Fräulein
Schirmmacher rieth, daß Martha
Kirchensängerin werden solle, ihre
weiche, weibliche Art paßte so dazu,
und in Amerika zahlte man Kirchengesang
sehr hoch. Der Senator
Benfeld meinte, „trachten Sie dar-
nach, mein Kind, eine tüchtige Mu-
siklehrerin zu werden, und lassen Sie
Sich nichts in den Kopf setzen!“
Die Senatorin war für die Lauf-
bahn einer Konzertsängerin, Piani-
stinnen gäbe es zu viel. Dieser An-
sicht neigte sich auch Hasenkamp zu.
Für Martha gab es innerlich
keine Zweifel; sie nahm alle Rath-
schläge mit dem glücklichen Lächeln
hin, das sie sich neuerdings ange-
wöhnt hatte, und dachte bei sich: „In
einem Jahr reise ich, anstatt der
Morwiz, mit den Tournées De-
sonsty.“ Sie dachte sich das ganz
leicht, dergleichen zu erreichen. Ihr
war, als warteten alle Konzert-Unter-
nehmer nur auf sie, — als sei im
musikalischen Leben der Gegenwart
ein großer, freier Platz, der allein
durch sie ausgefüllt werden konnte.

Von ihrem ersten Taschengelde
kaufte sie sich Alban Desowsty's Bild.
Die Ausgabe von einer Mark ließ
sie vor der Mutter nicht verhehlen,
denn die Mutter sah alltäglich
Martha's Portemonnaie nach. Nicht
um es zu kontrolliren, sondern aus
Angst, daß Martha Geld verlieren
könne, und aus einem ganz allgemei-
nen, neugierig wichtigen Gefühl.
Lügen wollte Martha nicht, — ein
Markstück kann man ja leicht „ver-
lieren,“ — sie liebte ihre Mutter
zu sehr. Lieber ließ sie sich aus-
schelten. Aber Frau Inspector Meyer
schalt nicht, sondern seufzte nur.
Sie dachte eines schönen Gehülfen
ihres Vaters und seliger Badfisch-
träume, — „was 'n richtiges junges
Mädchen ist, muß auch mal 'n kleinen
Schwärm haben.“ So weihte Martha
dem Bilde des bleichen Geigers, der
auf der Photographie ausah wie
der Weltschmerz in Person, unge-
hindert einen glühenden Cultus.

In diese herrlichen Monate fiel
nur zuweilen ein kleiner Schatten.
Ihre Brüder warfen ihn. Die Jungen
hatten nicht den allermindesten Re-
spect vor ihren Uebungen, und wenn
Martha sich darin erging, die kühn-
sten Intervalle zu treffen, miauten
Gans und Guido sie ihr nach, und



Fütterung der Wildschweine. Nach dem Gemälde von R. Tiepen. — Siehe Seite 24.

sich hübsch werde. Ihre Züge waren belebter, das Auge schien dunkler, die künstliche Haartracht gab ihr etwas anspruchsvolles.

Frau Senator Benfeld fand, daß eine angehende Konzertkünstlerin lernen müsse, sich in Gesellschaft zu bewegen, und eines Tages, gegen Östern, bekam Martha eine gedruckte Einladungskarte zu einer großen Abendgesellschaft. Bisher hatte man sie nur an stillen Tagen holen lassen, wenn Lilly sich langweilte oder die Senatorin fand, daß Lilly's pianistischer Ehrgeiz etwas geweckt werden müsse. Martha war fast schwindlig vor Freude, selbst der Inspector Meyer zeigte eine starke Aufregung. Sein Kind bei seinem obersten Chef, zusammen mit vielen Honoratioren der Stadt als Gast! Ihm schien, als habe Martha's Genie den ersten und auch gleich größten Sieg errungen. Die Freude wurde noch vollständig durch eine Sendung der Senatorin. Sie schickte ein abgelegtes rosa Seidenkleid von sich, das auf der Schleppe einen fürchterlichen Fleck von Braten-Sauce hatte, und sprach in einigen gütigen Zeilen die Hoffnung aus, daß Frau Meyer ein ausgeschnittenes Kleid ohne Schleppe noch daraus zu Stande brächte. Zugleich bat sie, daß Martha sich auf den Vortrag einiger Lieder einrichten möge.

Hierüber war nur Hasenkamp außer sich. Er stand mit der musikalischen Clique, welche im Hause Benfeld Protection fand, auf sehr feindlichem Fuß. Er wußte gewiß, daß man Martha's Tongebung und Vortrag abfällig kritisieren würde.

„Während man mitten in der Ausbildung begriffen ist, singt man in einem so anspruchsvollen Kreis nicht vor. Sie werden ablehnen oder besser, ganz absagen,“ befahl er mit der Strenge eines allmächtigen Lehrers.

Zitternd vor Wuth berichtete Martha dies ihren Eltern.

„Der Mann hat ja woll 'n kleinen Ticker,“ sagte der Inspector Meyer.

Wie hätte man Martha solches Vergnügen, sich eine solche Ehre entgehen lassen dürfen!

Das Verhältniß zu Hasenkamp trübte sich etwas. Aber Martha dachte: er wird schon aufhören zu maulen, wenn ich einen großen Erfolg habe. Immerhin ließ Hasenkamp sich herbei, mit ihr eine Viedererauswahl durchzugehen. Sie sollte die „Jelbeinsamkeit“ von Brahms und „Trockene Blumen“ von Schubert singen, auch erklärte Hasenkamp einen „Reißer“ zum Schluß für durchaus nothwendig, da bei Benfeld's kein Mensch was von Musik verstehe und man dem Kreis mit Banalitäten kommen müsse. Als „Reißer“ wurde dann „Aller-seelen“ von Lassen gewählt.

Vor dem Singen fürchtete Martha sich keinen Augenblick. Nur vor den vielen kleinen gesellschaftlichen Regeln, die sie nicht alle zu kennen fürchtete. Und dann davor, daß das Kleid nicht ordentlich sitzen würde. Die Mutter schneiderte daran, in Fieberangst etwas zu verderben, und Martha probierte es wohl sechsmal an. Aber es saß. Und wie eine Fee, die sich in eine Hütte verirrt hat, stand Martha am festlichen Abend strahlend mitten im Zimmer. Im Schein von zwei Lampen und der Küchenwandlampe, die auf dem Klavier stand, glitzte die rosa Seide und schimmerten die weißen Schultern. Denn in aller Unschuld und sich immer in Gedanken an die Toilette der Lola Morwiz haltend, hatte Frau Meyer so eine Art Hofauschnitt hergestellt, der viel zu tief für Martha's Alter und Stellung war, aber überraschend schöne Linien offenbarte.

Eine heiße Vorfreude, verbunden mit einer zitternden Spannung brannte in Martha's Brust. Sie vergaß, daß die Einladung eine Gnade, das Kleid ein geschenktes war. Weit offen standen die Thore des Ruhmes, des Glücks und des Reichthums, — sie brauchte nur einzuziehen, einer jungen Königin gleich, die Besitz nimmt von ihrem Reich.

Hoch empor gehoben fühlte sie sich, ihr Schritt war elastischer, ihre Gebärden größer, ihr Wesen herablassend. Eine Klust trennte sie von den Andern. Aber ein warmes, großes Gefühl drängte sie, Gnaden auszu-theilen.

„Später, Mama, nehmt Ihr Theil an meiner Ehre. Und Hans und Guido laß' ich studieren. Und Mimi und Du lebt bei mir.“

Die Mutter hatte Thränen in den Augen.

„Wenn bloß mein Vater das noch erlebt hätte. Er war so für seine Familie und daß man 'n bißchen höher 'raus s-treben sollte,“ sagte sie. „Und benimm Dich man bescheiden, mein' Martha. Mit Bescheidenheit s-tößt man nie nich an.“

„Aber natürlich, Mama. Fräul'n Köster sagte auch immer: mit Bescheidenheit kommt ein junges Mädchen am weitesten.“

Und bescheiden mischte Martha sich auch unter die Gäste, nachdem sie ihren Eintritt in den Salon im Ge-

folge einer großen Familiengruppe unbemerkt hatte bewerkstelligen können. Die Senatorin sah sofort, als Martha ihr die Hand küßte, daß das Mädchen zu tief ausgeschnitten war, und ärgerte sich etwas, konnte aber nichts sagen, weil schon andere Gäste nahen. Und bescheiden hielt Martha sich auch während des Essens, ob schon alles, was auf den Tisch kam, ihr neu war und wunderbar schmeckte, und obschon ihr Tischherr einen recht flotten Ton gegen sie anschlug. Er war der neunzehnjährige Sohn eines großen Handelsherrn in Havre und sollte in Hamburg Deutsch lernen; die Empfehlung, die er an Benfeld's hatte, war diesen recht lästig. Die jungen Damen liebten es nicht, einen solchen „Jüngling“ zu Tisch zu bekommen. Die Senatorin war ordentlich erleichtert gewesen, für Martha einen passenden Herrn und für Gaston Ferrand eine anspruchslöse Dame zu haben. Martha genirte sich zwar, französisch zu sprechen, war aber doch stolz, hier und da ein schweres Wort ihm überlegen zu können. Gaston sagte ihr faustdicke Complimente über ihr blondes Haar und ihre schönen Schultern. Sie hörte es mit glücklichem Herzklopfen. Daß es ein Franzose, ein Ausländer war, dem sie gefiel, schien ihr dies Wohlgefallen noch werthvoller zu machen.

Im Benfeld'schen Hause wurde bei Gesellschaften qualvoll viel Musik gemacht. Eine wirkliche, allgemeine Unterhaltung und gleichmäßig fröhliche Stimmung kam nicht auf. Herr Senator spielte Cello, und es wurde stets ein Trio vorgetragen; die Violine spielte der erste, dafür honorirte Geiger der Stadt, den Flügel eine hervorragende Lehrerin „aus Freundschaft“, — sie rekrutirte ihre Schülerinnen aus dem Benfeld'schen Kreis. Durchreisende Künstler wurden gefeiert und musicirten hier. Die Senatorin hatte früher gesungen und war eine Aley-Schülerin. Sie war auch mit einem berühmten Wagner-Dirigenten sehr befreundet und hatte ein unfehlbares Urtheil in musikalischen Fragen.

So war denn der Ausfall des heutigen Abends für Martha wichtig. Trotzdem trat sie ohne jede Angst an den Flügel, wo Fräulein Deppermann, die berühmte Lehrerin und Senator Benfeld's Trio-Freundin schon, etwas gelangweilt präludivend, saß.

Noch niemals hatte Martha in einem so großen Raum gesungen. Ihr war, als würde ihre Stimme größer und schöner, als dehne eine unerklärliche Macht ihr die Brust. Die Prismen am Kronleuchter zitterten klingend beim Andrang der Schallwellen. Und Martha sang lauter und lauter, den Charakter des Liedes und den ihr von Hasenkamp eingepägten Vortrag vergeßend, nur der Wonne sich hingebend, so große, tragende Töne erzeugen zu können.

Weder die „Jelbeinsamkeit“ noch die „Trockenen Blumen“ lagen ihrem Verständniß und ihrer Art nahe.

Einige von den Hörern klatschten Beifall, es wäre ihnen grausam vorgekommen, das nette, frische Mädchen ohne ein Zeichen der Anerkennung zu lassen. Andere klatschten nicht, weil sie nicht mit sich einig darüber waren, ob man in einem Privathause Beifall in dieser Manier äußert.

Der musikalischste Theil der Gesellschaft saß voll Spannung da, mit kaum verhehlter Ungeduld das Ende von Martha's Vorträgen abwartend. Und dann, als der letzte Ton verklungen war, stürzten die Musikfreunde förmlich aufeinander und auf Martha zu.

„Natürlich, wieder der bekannte Hasenkamp'sche Gaumenton.“

„Hasenkamp ruiniert doch jedes Material.“

„Was für 'n Idee, das Kind diese Lieder schon singen zu lassen.“

„Fräulein, Sie heben bei den hohen Tönen den Kopf wie 'ne Gans, die Wasser trinkt. Das Kind nieder, nieder! Chantez avec les yeux,“ sagte mein italienischer Lehrer.“

„Hasenkamp hat keinen Schimmer von Stimmbildung.“

So klang es um Martha. Sie stand ganz verwirrt und hörte nur das eine klar, daß Hasenkamp im Begriff sei, ihre Stimme zu verderben. Plötzlich erinnerte sie sich seines Verbotes, hier zu singen. Aha, — er hatte wohl recht gut gewußt, daß er hier solche Kritik erfahren werde!

Und aus all' den Hin- und Herreden, die von Martha's Stimme wie von einem Object handelten und gar keine Rücksicht auf Martha's Person nahmen und darauf, was wohl in ihr vorgehen möge, erhob sich zuletzt ein Beschluß.

„Sie muß zu Aley!“

Dies jagten alle mit einer Entschiedenheit, gegen die es kein Ausbleiben gab.

Als Martha heimkam, fand sie als Resultat dieses Abends, daß ihr jedes Vertrauen zu ihrem Lehrer geraubt worden war.

Berlin, — Aley, — das stand vor ihr, so lockend, so verheißend, daß sie bald zu dem festen Glauben kam, ihre ganze Zukunft hinge daran.

Hasenkamp merkte bald, daß seine Schülerin in ihm nicht mehr den musikalischen Dalai Lama sah, der er ihr bisher gewesen. Durch größere Schärfe suchte er mehr Autorität zu gewinnen. Aber Martha war auf-sässig. Als einmal der Name Aley fiel, sagte Hasenkamp: „Aley-Schule, Schrei-Schule. Gehen Sie nur hin, er wird Sie schon ruiniren. Das heißt, wenn Sie das Geld haben, Sich ruiniren zu lassen!“

Ja das Geld, das schreckliche, das dumme Geld. Daß Martha keine Mittel hatte, ein Jahr in Berlin zu leben und das Studium bei Aley zu bezahlen, wußte sie nur zu genau.

Aber es erging ihr und allen, die sich für sie interessirten, wunderbar. Erst hieß es: wenn sie doch zu Aley könnte! Dann: sie muß zu Aley. Man lebte sich in diesen Gedanken so hinein, daß er schon Entschluß war, ehe ein Mensch an die dazu gehörigen Mittel dachte. Auch Martha's Eltern glaubten, es müsse sein. Man hätte es doch bei Benfeld's gesagt! Heimlich hofften sie, irgend eine großmüthige Hand werde sich finden, das Geld zu geben.

Nach und nach nahm die Sache eine so klare Form an, daß es hieß: die fünfzehnhundert Mark werden doch aufzutreiben sein!

Als erst die Ziffer genannt war, die für ein halbes Jahr reichte, — wenn es denn auch nur eine Winter-Saison hindurch wäre, hatte die Senatorin gemeint, — schien es schon gewiß, daß Martha nach Berlin gehen werde.

Sie wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Ein überschwänglicher Daseinsreichtum drang auf sie ein. Die ungeheuersten Erwartungen erfüllten sie, wie ein Fieber der Ungeduld pulste es durch ihre Adern.

Die Senatorin Benfeld, die es oft genug bedauerte, nicht reich genug zu sein, Martha das Geld zu schenken, hatte einen großartigen Einfall.

Martha sollte ein Konzert geben! Alle Damen des Benfeld'schen Kreises konnten unter der Hand Billets anbringen. Der offenkundige Zweck sollte sein, Martha Geld zum Studium in Berlin zu verschaffen. Das ent-waffnete Kritik und Publicum. Fräulein Deppermann würde die Begleitung übernehmen, für ein ganz bescheidenes Honorar. Rechnete man dann die Saalkosten, Annoncen und Konzert-Programme dazu, so mußte für Martha ein stattlicher Reingewinn von gegen tausend Mark herauskommen.

Der Benfeld'sche Kreis war entzückt von der Idee; daß der Saal „bombenvoll“ sein werde, schien allen gewiß.

Als Martha, trunken vor Glück, ihrem Vater diesen Plan mittheilte und ihm auf Mimi's Schiefertafel alle Kosten und die Einnahmen vorrechnete, ward der Mann ganz befangen.

Seine Martha, die er noch bis vor kurzem oft „dummes Göhr“ genannt, konnte an einem Abend ein Drittel seines ganzen Jahresverdienstes zusammensingen?!

Und Frau Inspector Meyer sagte:

„Nu' mein' ich, Papa, daß Du auf die Police die dann noch fehlenden fünfshundert aufnimmst. Das seh'n wir ja nu': Misico ist da nich weiter bei. S-päter giebt unse'r Martha alle Winter so'n Stücker zehn, zwölf Konzerte, und dann s-techen wir das Geld mit Zinsen wieder ein.“

Ja, wenn Martha so leicht Geld verdienen konnte, dann war freilich kein Misico dabei. Und Martha durfte ihren Beschüzern erzählen, daß ihr Papa das fehlende Geld flüssig machen werde, was ihr nebenbei auch noch ein Gefühl großer Genugthuung war. Ihr Armuths-bewußtsein schwand ihr dabei. Sie fühlte überhaupt schon seit mehreren Monaten die Klust zwischen sich und der Gesellschaft ganz verschwinden.

Es sprach sich schnell herum, daß Martha ein Konzert geben wolle und zu welchem Zweck. Alle Welt fand es ehrenwerth und vernünftig, lieber durch diesen Apell an die Theilnahme der Mitbürger sich die Mittel zu verschaffen, als durch Schuldenmachen. Die Schirm-macher'sche Schule beschloß, fast vollzählig hinzugehen, alle Lehrerinnen und Lehrer, die ganze erste, zweite und dritte Klasse. Natürlich würden auch Martha's ehemaligen Mitschülerinnen, die letzten Winter schon als junge Damen ausgegangen waren, nicht fehlen.

„Wir kriegen Sagebiel's großen Saal voll!“ jagte die Senatorin vergnügt.

Hasenkamp machte gute Miene zur Sache. Ihm blieb nichts anderes übrig, und er trachtete, sich bei der Gelegenheit mit dem Benfeld'schen Kreis etwas freundlicher zu stellen.

Er sagte aber mit Entschiedenheit, daß es unmöglich sei, Martha einen ganzen Liederabend allein bestreiten zu lassen. Ihre in voller Ausbildung begriffene Stimme könne noch nicht so ökonomisch verwaltet werden, um auszureichen. Dies sah die Senatorin Benfeld ein, und auch Fräulein Deppermann pflichtete bei.

Neue Berathungen begannen. Es schien also nöthig,

feiner Zeit, ausgenommen vielleicht die der sinkenden Kaiserzeit Roms, haben Neurasitiker einen so gewichtigen Einfluß auf Politik und Kunst gehabt, wie gerade jetzt. Das hypochondrische Wühlen in den eigenen Empfindungen, das viele unserer jungen Dichter berühmt macht, das verzückte Suchen nach neuen Sensationen, kräftig oder selbstsam genug, um die banalen Nerven noch einmal emporzupfeifen, das ist Neurasitiker, ist die Folge der einseitigen Berufstätigkeit der oberen Klassen, wie sie sich bei den unteren Klassen in der politischen Verwirrung und der Häufung ganz neuer, schauerlicher Verbrecher-Typen zeigt.

Niemand jedoch hat so schwer unter dieser Abkehr von allem natürlichen Leben zu leiden, wie die Frauen der oberen Klassen, wie die Damen. Die Wirtschaftsentwicklung hat ihnen den Beruf, eine große und verzweigte Hauswirtschaft zu leiten, genommen; aber noch weigern ihnen ein rückständiges Recht und eine rückständige Sitte, sich einen neuen Beruf zu wählen. Während das Weib aus dem Bolke bei larter, reizloser Kost und harter Arbeit wenigstens keine überflüssigen Spannungskräfte aufhäuft, werden die Töchter der wohlhabenden Klassen viel zu reichlich ernährt, viel zu wenig zur Thätigkeit angehalten und in ihrem Triebleben künstlich gereizt. Eine ernstlose Erziehung, die sie zu Spielpuppen eines künftigen Herrn und Gebieters herandrillt, eine Abrihtung zum Gefallen und Geliebtwerden, hindert sie auch noch, wie die Knaben, die vorhandenen latenten Kräfte in jenen kräftigen Entladungen zu verausgaben, die eine energische Denktätigkeit, zielbewusste Gedankenarbeit hervorruft. So werden sie die „innere Schwüle“ nicht auf normalem Wege los und sind die Nervösesten des nervösen Geschlechtes. Wer sich wundert, daß ein zartes Mädchen, das nach einer Stunde Spazierengehens ermüdet, während einer Nacht im Ballsaal im Walzertempo mehrere Meilen zurücklegen kann, wer nach den Kräften sucht, die sich so häufig in Wein- und Schreikrämpfen bei unseren hysterischen entladen, der hat hier eine sehr einfache mechanische Erklärung erhalten.

Aber damit ist's noch nicht genug! Das Weib hat als Folge seiner besonderen Organisation noch schlimmere Folgen von der unnatürlichen Verzerrung unseres gesamten gesellschaftlichen Lebens zu tragen, als der Mann. Es wird von verhängnisvollen Störungen in der Lagerung der Bauch-Eingeweide heimgesucht, die den Mann fast nie, und nie in solcher Kraft treffen.

Während das Gehirn und die Brusteingeweide (Herz und Lungen), in festen, knöchernen Kapiteln eingeschlossen sind, ist die Hülle der Baucheingeweide aus mehreren Lagen über einander liegender flacher Muskeln gebildet, die ihre Stützpunkte an den Rippen, der Wirbelsäule und dem Becken finden. Diese Muskulatur muß in der richtigen Spannung (Tonus) sein, wenn Nieren, Darm, Leber u. s. w. in der normalen Lage verharren sollen.

Diese flachen Muskeln, die beim Arbeiten in gebückter Stellung, also beim Graben, Hacken, Pflücken, Waschen u. s. w., auch beim Tragen, Laufen und Schreien, kurz bei aller Willkürbewegung in Thätigkeit gesetzt werden, diese Muskeln braucht der Kulturmenschen der oberen Klassen beinahe nie. Die Folge davon ist, daß sie verfallen, schwach und dünn werden, ihren „Tonus“ verlieren, den Bauch-Eingeweiden nicht den richtigen Widerstand leisten und Halt gewähren.

Diese Entartung hat beim Manne gesundheitliche Folgen nur dann, wenn ein stark entwickeltes Fettpolster durch irgend welche Einflüsse aus der Bauchhöhle verschwindet. Dann wird die Hülle zu weit, weil die degenerierte Muskulatur ihre Elastizität, ihren „Tonus“ eingebüßt hat, und es kommt zu Senkungen, Verschiebungen der Bauch-Eingeweide, die aber sehr selten bedeutendere Grades sind.

Ganz anders beim Weibe! Sein Beruf, die Mutterschaft, bringt naturnotwendig sehr starke Dehnungen der Muskelwand mit sich. Während nun das Naturweib und die Bauernfrau mittels der elastischen Zusammenziehung ihrer mächtigen, durch Arbeit kräftig ausgebildeten Muskulatur in kürzester Zeit die Höhle wieder auf dasjenige Maß verkleinert, das eine richtige gegenseitige Lage der Eingeweide gewährleistet, bleibt die schwache, dünne, unentwickelte flach-Muskulatur der „Damen“, die diese Abnormität vielleicht schon von Mutter und Großmutter geerbt hat, überdehnt. Dort das prompte Zurückschließen einer kräftig-elastischen, dem besten Kautschuk ähnlichen, lebendigen Masse, hier das klägliche Bild einer schlechten Imitation, die ihr bishigen Schnellkraft nach einmaliger starker Beanspruchung eingebüßt hat.

Wir wollen nicht unterlassen, hier darauf hinzuweisen, daß dieser Muskelschwund noch verstärkt wird durch die selbstmörderische Unsitte des Schnürens. Zudem das Corset der Muskulatur nicht nur die Arbeit abnimmt, die sie von Gesundheit und Natur wegen zu leisten hat, sondern sie auch noch einpreßt und zerquetscht, vollendet es den unheilvollen Cirkel.

Die Folge ist, mit einem modernen Worte, die „Enteroptoese“, die Senkung der Bauch-Eingeweide. In leichteren Fällen ist die Niere ein wenig gelodert, Leber und Dickdarm hängen über ihre normale Untergrenze herab; selbst solche kleineren Störungen können, namentlich bei empfindlichen Neurasitikern, eine hartnäckige Darmträgheit herbeiführen, die wieder durch Stauung der Verdauungssäfte zu Erscheinungen der Selbstvergiftung Anlaß geben kann, die ihrerseits alle Erscheinungen der Neurasitiker befördert. In

einseitigen Berufstätigkeit entzogen werde, um in harmonischer Kraft und Gesundheit die Früchte dessen zu ernten, was unsere Zeit in gewaltiger Größe gepflanzt hat. Aber, wenn er auch auf die Gesamthygiene keinen Einfluß hat, so ist er doch für seine individuelle Hygiene vor dem Forum seines Gewissens verantwortlich. Wir Väter namentlich haben die Pflicht und Schuldigkeit, unseren Kindern, und namentlich unseren Töchtern, eine Erziehung zu geben, die sie vor Neurasitiker und Enteroptoese bewahrt. Das ist gewiß nicht leicht; aber der Weg ist gewiesen. Eine geistige Schulung, die ernst gemeint ist und das Triebleben zurückdrängt, während sie den Verstand schult und die Phantasie auf edle Dinge lenkt, ist die eine Hälfte unserer Aufgabe; eine körperliche Durchbildung, die alle Organe zu gleicher Frucht und Kraft entfaltet, ist die andere Hälfte. Beides zusammen wird erst Vollmenschen auf die Beine stellen, denn eine gesunde Seele wohnt nur im gesunden Körper. Und wenn unsere Lebenslage unsere Kinder davon befreit, in erwerbender Arbeit ihren Leib zu stählen, so müssen wir sie lehren, Ertrag zu finden in spielender Arbeit, im Sport. —

Nachdruck verboten.

Glänzend gesiegt.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Balleström.

„Monny, soit qui mal y pense!“

„Morgen!“ —
„Un — terhändigster Dieber!“ —

Pause, welche die sich also Begrüßenden dazu benutzen, sich mit nicht allzu freundlichen Blicken anzusehen. Die Scene ist ein Rennplatz bei einer größeren Stadt; — sie ist eine große, ältere Dame, der man die Sport-Lady auf hundert Schritt ansieht, selbst wenn sie nicht im Reittouille gewesen wäre, — er ist ein stattlicher, älterer Herr mit gleichfalls stark ausgeprägtem Sport-Exterieur. Sie heißt Frau von Seeberg, ist Witwe, hat einen Sohn bei den Husaren und ein Landgut in der Nachbarschaft, dessen Revenuen reichlich im Pferdehals aufgehen, — er heißt Graf Jutroschin, ist Wittwer, hat eine Tochter und ebenfalls ein Landgut nebst einem wohlbekannten Rennstall. Wie es sich so für Gutsnachbarn ziemt, waren die beiden die allerbesten Freunde gewesen, bis — na ja, da sah eben der Haken, das heißt, eigentlich sah er in dem Umstände, daß Frau von Seeberg einen Sohn hatte, einen bildhübschen, begabten, liebenswürdigen Sohn, und Graf Jutroschin eine Tochter, blond, lieblich und frisch wie ein Märzweilchen, und daß die Herzen dieser beiden sich gefunden hatten. In diesem Vorgange hätte ein harmloser Unparteiischer weiter nichts unnatürliches gesehen, da die Vorzüge der jungen Leute, geistige wie körperliche, sie an sich schon für einander passend erscheinen ließen, — es soll aber bisweilen vorkommen,

daß junge Herzen sich in Liebe finden, während die Eltern, insbesondere aber Väter oft anderer Ansicht sind. Graf Jutroschin hatte viel höher fliegende Pläne, als sein einziges Kind, seine reizende, blonde Phyllis, — so nach ihrer englischen Mutter genannt, — einem simplen, pavenen Lieutenant ohne Aussichten und ohne alten Namen zu geben, denn die Seebergs waren nur sogenannte preussischer Krönungsadel von 1701, während die Jutroschins vor grauen Zeiten als Hopfobaren regiert hatten. Frau von Seeberg hatte sich's ebensowenig wie ihr Sohn träumen lassen, daß dieser Umstand ins Gewicht fallen könnte, da Graf Jutroschin nie irgendwelchen Geburtsstolz herausgehört, und waren daher höchst niedergefallen und unglücklich, als Herbert von Seeberg mit einem nicht mißzuverstehenden und dauerhaften Korbe von seinem Werbungsgange heimkehrte. Frau von Seeberg war aber eine energische Dame, klug, resolut und außerdem eine zärtliche Mutter, die ihrem Sohne nicht nur seine Pferde zuritt, sondern für ihn mit der ganzen Hölle gefochten hätte.

„Was? Abgewiesen? Mit dem alten Jutroschin rappelt es wohl! Na wart' mal ein Bißel, dem werde ich den alten Brunnshädel schon zurecht rücken!“ rief sie, ließ ihre braunen Zuder vor ihr Dogcart spannen und fauchte im tempo furioso mit ihnen zum Hofe hinaus. Im Jutroschin'schen Parke traf sie die blonde Comtesse Phyllis, blaß, mit verweinten Augen; das war ihr gerade recht. Sie sprang aus dem Wagen, um mit dem jungen Mädchen zu sprechen, und da erfuhr sie zu ihrer Befriedigung nicht nur, daß „die Kleine“ treu und fest zu Herbert hielt, sondern auch, daß ihr Vater den Plan gefaßt habe, sie mit einem bedeutend älteren, polnischen Magnaten



Gelegenheit macht Diebe. Nach dem Gemälde von Chocarne-Moreau.

schwereren Fällen aber kommt es zu kolossalen Verschiebungen der Bauch-Eingeweide; die Niere wandert als echte „Wanderniere“ überall in der Bauchhöhle herum, von rechts oben nach links unten, und vice versa, und verursacht durch ihr Zerkeln an den Nerven und Blutgefäßen, an denen sie aufgehängt ist, unerträgliche Beschwerden. Ganz dasselbe kommt, viel häufiger als man bis vor wenigen Jahren geglaubt hat, mit der Leber vor, die ebenfalls als „Wandeleber“ ganz ungeheure Verschiebungen erleiden kann. So schwere Erscheinungen finden sich freilich nur bei Müttern mehrerer Kinder, namentlich solchen, die sich nicht die nötige Ruhe und Erholung gönnen konnten, bei städtischen Arbeiterfrauen namentlich, auf deren Haupt sich der Fluch beider Klassen vereinigt hat, der Mangel an harmonischer Körperarbeit und die Not.

Die unglücklichen Wesen, die einmal so weit gekommen sind, sind nicht mehr zu heilen. Nur lindern kann man ihre Beschwerden, indem man ihnen durch feste Bandagen und dgl. sozusagen eine künstliche Bauchwand schafft.

Wir meinen aber, daß es uns als Kulturmenschen wohl zutomme, den Brunnen zuzudecken, ehe das Kind hineingestürzt ist. Mit der klaren Erkenntnis der Ursachen ist auch der Weg zur Vermeidung des Uebels gegeben. Wir sind ohnmächtig gegenüber der großen Grundthatache, die alles Uebels Kern ist, der Vernichtung der Hauswirtschaft, des weiblichen Berufes durch eine ungeheure, ökonomische Revolution. Hier kann der einzelne nicht einwirken, und nur hoffen kann der Philanthrop, daß diese Verschiebung weiter rollend einen neuen Gesellschaftszustand schaffen möge, in dem auch die Volksmasse dem vernichtendem Drucke der



Beim Diner. Nach dem Gemälde von E. Seiler.

Rachdruck verboten.

Fütterung der Wildschweine.

Nach dem Gemälde von H. Tiegen. — Siehe Seite 17.

Das Wildschwein ist heutzutage ein seltener Gast in unseren Wäldern, man hat es nicht geschont, da es dem Land-



Das Mausoleum des Fürsten Bismarck.

wirthe viel Schaden zufügte und auch im Forst viel Unheil anrichtete. Nur in besonderen Sauparks und eingefriedigten Waldungen wird es noch gehalten, sonst wäre es wohl schon längst ausgerottet. Der große Vetter unseres zahmen Haus-

schweines ist ein wilder Geselle, — schon sein struppiges, schwarzes Borstenkleid unterscheidet ihn von unserem grunzenden Hausthier, nicht minder aber sein großer Kopf mit den mächtigen Hauern, der ihm das Gepräge unbändiger Wildheit und großer Kraft giebt. Und diese Kraft weiß das Wildschwein zu gebrauchen. Wenn es angeschossen ist oder seine Feindschlinge bedroht werden, greift es seinen Feind rücksichtslos und hartnäckig an, und wehe dem unglücklichen Schützen, der dann in seine Nähe kommt, er wird mit den Hauern des wüthenden Thieres unangenehme Bekanntschaft machen.

Für gewöhnlich ist das Wildschwein aber vorsichtig und scheu, es entfernt sich schnell, wenn man ihm naht, und gegen Hunde hat es große Abneigung. Nur gegen einen Menschen ist es nicht furchtsam, — gegen den Forstwärter, der ihm zur bestimmten Zeit Futter bringt.

Wir hatten uns mit dem Forstwart verabredet, einer Fütterung beizuwohnen. Der Wind pfliff durch die Bäume und der Schnee knirschte unter unseren Tritten, als wir dem Futterplage zuschritten. Verwundert blieben wir hin und wieder stehen, denn rechts und links fanden wir den fußtiefen Schnee häufig ausgewühlt und weggescharrt, hier und da blühte die schwarze Erde, aufgerissenes Moos und dürres Laubwerk hervor. Der Forstwart nickte. „Sie haben Hunger gehabt,“ meinte er, „gewiß warten sie schon auf dem Futterplage auf mich.“ Das traf auch zu, denn als wir den Platz erreichten, sahen wir hier und da schon einen schwarzen Kopf durch die Bäume lugen. Wir traten hinter die Hütte, und unser Führer besorgte das Abendbrod seiner Schützlinge. Kaum hatte er Mais und Kartoffeln hingestreut, da hörten wir erst in der Ferne ein gedämpftes, unheimliches Grunzen, und dann kam die schwarze Schar herbeigeeilt; mächtige Keiler, Bachen und Feischlinge in allen Größen. Das war ein Leben. Geklungert stürzten sie über das Futter her, man hörte nur das Krachen des zermalnten Korns und das Schmatzen beim Zerkauen der Kartoffeln, dazwischen ein Grunzen des Wohlbehagens. Je mehr aber das Futter verschwand, desto mehr steigerte sich der Eifer der Thiere, noch etwas zu erwischen, und manchmal entspann sich ein regelrechter Kampf um einen begehrten Vederbissen. Die rohe Gewalt

siegte, der Schwächere mußte sein Heil wo anders suchen, um auch hier wieder von einem Stärkeren verdrängt zu werden. Hier tritt sogar die Mutterliebe gegen den Hunger zurück, die Bachen würden den Feischlingen ohne Zweifel das Futter wegessen, wenn nicht besonders eingefriedigte Plätze, die den Kleinen nur zugänglich sind, sie davon abhielten. — Unser Führer machte uns auf eine Schneewolke aufmerksam, die sich in der Ferne zeigte. Da kam noch ein Nachzügler. Im schnellsten Laufe sauste ein mächtiger Keiler daher, und stürzte sich unter die anderen Thiere um von dem Rest des Futters noch so viel wie irgend möglich zu erwischen. — Jetzt war alles verzehrt und so schnell wie sie gekommen waren, verließen die Schwarzköpfe den Schauplatz, nur ein Keiler blieb zurück und schaute den Forstwart erwartungsvoll an.

„Er will noch seinen Nachtisch haben,“ sagte dieser, „er ist ein Feinschmecker.“ Und dann griff er in die Tasche und brachte Kastanien und Mohrrüben hervor, die er dem Ober hinhielt. Das Thier kam furchtlos heran und nahm die Vederbissen aus des Wärters Hand, und erst, als es sah, daß nichts mehr zu erwarten sei, suchte es das Weite.

Uns war es, als hätten wir ein Traumbild gesehen. Eben noch ein bewegtes Leben vor uns, und jetzt wieder tiefe Stille, — wir konnten's kaum fassen. Als wir aber erst wieder von der Stadt ausgenommen worden waren und Wagen-gerassel und Pferdebahngeläute an unser Ohr schlug, da beneideten wir den Forstwart, der jeden Tag Zwiesprache mit der Natur halten kann.

Rachdruck verboten.

Das Mausoleum des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Von den Tausenden und Abertausenden, die sich im Laufe der letzten Jahre nach Friedrichsruh begaben, um des Reichskanzlers Heim im Sachsenwalde aufzusuchen und, wenn möglich, ihn selbst ehrfurchtsvoll zu begrüßen, haben gar viele auf dem „Schneckenberge“ gemeilt, der leichten Bodenanschwellung, gegenüber dem Hauptportal des Schlosses, auf der sich jetzt das Mausoleum erhebt, das die irdischen Ueberreste des großen Mannes aufzunehmen bestimmt ist. Auf dem Schneckenberge bot sich gute Gelegenheit, zu warten, bis die Pforte sich öffnete — und des Fürsten hohe Neckengestalt erschien, entweder hoch zu Ross, oder zu Fuß in Begleitung der Doggen, oder im Wagen, je nachdem.

Heutzutage umgiebt noch eine Einfriedigung die Baustätte. Bis Ende März wird der soeben im Rohbau fertiggestellte Bau mit der inneren Einrichtung versehen und genügend ausgetrocknet sein; um dann seiner Bestimmung übergeben werden zu können. Ursprünglich war bestimmt worden, den Bau so schnell zu fördern, daß die feierliche Beisetzung am 27. November 1898, dem Geburtstag der Fürstin, stattfinden könne, doch war dies nicht möglich, ohne die Sicherheit des Baues zu gefährden. Nun wird die Ueberführung wohl erst am Geburtstag des großen Kanzlers, am 1. April, erfolgen.

Einfach genug hat es sich gestaltet, das Grabdenkmal, wie das durch ausdrückliche Willenskundgebung des großen Dahingegangenen so bestimmt worden war. Auch den Ort seiner Grabstätte hatte Fürst Bismarck genau festgestellt; er wollte gegenüber dem alten Schlosse zur ewigen Ruhe gebettet werden, umrauscht von den gewaltigen Eichen und Buchen seines Sachsenwaldes, dann könne er, wie er scherzend hinzufügte, wenigstens immer die Eisenbahn vorüberfahren hören. — An das eigentliche Mausoleum, etwa 40 Fuß hoch und von einer mit Kupfer gedeckten Kuppel gekrönt, schließt sich die Grabkapelle, in der die Beisetzungsfestlichkeiten stattfinden sollen. Die Gesamtlänge des in streng romanischem Stil gehaltenen Bauwerks ist 27 m (90'). Auf Grundmauern aus Backstein-Mauerwerk, mit Granitfindlingen besetzt, erhebt sich der Oberbau in Tuffsteinquadern. Ueber dem Eingang der Kapelle ist Bismarcks Wappen eingemeißelt, der einzige Schmuck des Gebäudes; wahrlich, es bedürfte auch keines weiteren!

Am 18. August wurde der Grund für den Bau abgesteckt; am 22. August erfolgte der erste Spatenstich. Architect Schorbach in Hannover ist der Erbauer. — Fürst und Fürstin

Bismarck sollen unter dem Kuppelbau beigesetzt werden, während unter der Kapelle, in unmittelbarem Zusammenhang mit jenem Beisetzungsraume, die Familiengruft ihren Platz erhält. — Ringsum werden Parkanlagen geschaffen. Buchen- und Eichen-Hochwald umkränzt fast völlig die Gipfelplatte des „Schneckenberges“. Nur nordwärts eröffnet sich die Aussicht über die Eisenbahn auf das Postgebäude und auf das Pförtnerhaus des Schlosses; dieses selbst liegt unter dichtem Tannengrün verborgen.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Hoffentlich gefallen Dir auch unsere Bilder. Ich bin eine Holländerin, deswegen bin ich als Seeländerin photographirt; aber wir wohnen 1 1/2 Jahr in Deutschland. Ich machte im Anfang viele Fehler und weiß auch nicht immer, wann ich mir oder mich sagen muß, es ist so schwer! Hans ist Sextaner und liebt Seegeschichten sehr. Ich habe zu Weihnachten viel gearbeitet, Mutter bekam eine Handarbeit von mir. Ich bin 12 1/2 Jahr und mein Bruder ist 10 1/2 Jahr alt. Wir wohnen in Niederlahnstein.

Viele herzliche Grüße von Deiner Vincentia Sligting.

Lieber Onkel!

Cennie sagt, daß ich Dir auch etwas schreiben soll. Aber ich habe wenig Zeit, weil ich im Garten arbeite, ich pflanze Erdbeeren, weil ich die gern esse. Ich lerne auch Violine und muß jeden Tag studiren. Empfange viele Grüße von Deinem Hans Sligting.

Redactions-Post.

Gertrud von L. in Kugenberg. — Die Martinogans hat mit St. Martin nichts zu thun. Die Legende erzählt zwar, Martin habe, als man ihn gelucht, um ihn zum Bischof zu machen, sich bei den Gänsen verkrochen und sei durch ihr Geschnatter verathen worden. Allein, die Geschichte des Heiligen giebt hierüber keine Auskunft, und Einrod meint, die Legende sei erst später entstanden, um die vorhandene Sitte zu erklären. Nicht unwahrscheinlich rührt die Bezeichnung daher, daß die Gänse in früheren Zeiten am

St. Martinstage ihre Hühner an Hühnern und Gänsen erliefen. — Der Name Martinogans ist uralte, schon in den Annal-Corboi anno 1171 kommen Anores Martiniani vor, und auch auf den alten Stad- und Runen-Säulen ist der Martinstag mit einer Gans bezeichnet.

Wortha W. in Kuffstein. — Wir glauben, abrafen zu müssen. **Wißbegierige in Nepal.** — Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift ist durch die Tafel von Rosette möglich geworden. Die Gelehrten hatten es schon ausgehen, sich jemals das Verhältniß der Hieroglyphen anzugeben, da entdeckte im Jahre 1800 der französische Ingenieur Bouchet im Fort St. Julien von Rosette eine Basalt-Tafel, in die ein Decret vom Jahre 200 n. Chr. in drei Sprachen eingemeißelt war: in Griechisch, Demotisch und Hieroglyphisch. Das Griechische war den Gelehrten natürlich ganz zugänglich. Sie fanden darin zunächst die Bestimmung, daß das Decret auch in demotischer Schrift neben das Griechische zu setzen sei. Das Demotische ist eine Griechische Schrift, die sich um 2000 v. Chr. aus den Hieroglyphen entwickelt hat, eine vereinfachte Schrift, aus der man die ursprünglichen hieroglyphischen Formen noch herauszuleiten kann. Nach einigen zwanzig Jahren erntet Forschens ist dann die ganze Inschrift festgesetzt worden, sie wurde der Schlüssel der Hieroglyphenschrift.